



Torfarbeiter bei der Dampfmaschine
Foto: Helf

„Wenn Not am Mann war, musste ich auch in der Bäckerei mithelfen...“

Frau N. (Jg. 1926) wuchs in der Nicklheimer Bäckerfamilie auf und zog 1955 nach Ingolstadt zu ihrem Mann. Ihr Sohn Herr N. (Jg. 1952) verbrachte als Kind und Jugendlicher regelmäßig seine Schulferien bei den Großeltern in Nicklheim. Das Interview mit beiden schildert die Lebens- und Arbeitsverhältnisse in der Bäckerei zur Zeit des Zweiten Weltkriegs und in den Sechzigerjahren. Herr N.'s Erzählungen zeigen zudem die Rolle der Eisenbahn im Torfabbau auf.

Familiengeschichte

Herr N.: Mein Großvater ist als sechstes Kind auf einem Bauernhof in Litzldorf bei Großholzhäusern geboren. Er lernte Bäcker in Seebruck, kam dann auf eine Bäckerstelle nach Pang, wo er meine Großmutter kennen lernte. Als er sich selbstständig machen wollte, stellte ihm seine Mutter das Geld für den Hausbau zur Verfügung und so siedelten sich die beiden 1924 in Nicklheim an. Er erkannte damals, dass die Torfarbeitersiedlung einen eigenen Bäcker braucht und kaufte vom Staatlichen Forstamt ein Grundstück, zuerst auf Erbpacht. Dort baute er ein kleines Haus mit Backstube und eröffnete die Bäckerei.

In den Ferien in Nicklheim - Die Eisenbahn des Torfwerks

Ich selbst bin 1952 geboren und verbrachte die ersten Jahre in Nicklheim. Als meine Mutter 1955 mit mir zu meinem Vater nach Ingolstadt gezogen war, verbrachte ich die Ferien in Nicklheim. Es war die schönste Zeit meines Lebens. Denn was es nur in Nicklheim und sonst nirgendwo in Deutschland gab, war die Eisenbahn mitten im Dorf. Die große Torfbahn ging direkt an unserem Haus vorbei. Daneben war das Waag-Häusl, in dem die Waggons gewogen wurden. Mein anderer Großvater war Lokführer, daher hatte ich schon früh den Bezug zur Eisenbahn. Und so nah wie in Nicklheim habe ich sie nirgends sonst erlebt: Ich durfte immer auf der Lok mitfahren,

auch manchmal selber fahren. Es fuhren damals eine Dampflokomotive und eine Diesellokomotive – die Dampflokomotive steht heute in Neustadt an der Weinstraße im Museum. Sie war schon damals die älteste noch in Betrieb befindliche Dampflokomotive in ganz Europa. Wenn die Torfarbeiter frisches Bier brauchten, bin ich also zum Bierholen zum Lebensmittelgeschäft Fischbacher mit der Dampflokomotive runtergefahren, hab' die Biertrage ausgetauscht und fuhr wieder rauf. Als Vierzehnjähriger war ich allein mit der Dampflokomotive unterwegs!

I: Was war für Sie der Unterschied zur Stadt Ingolstadt?

Die Leute kannten sich alle untereinander, alles war überschaubar, es war eine ländliche Idylle mit Tieren rund ums Haus. Meine Großmutter hielt Schweine, Hühner und Enten hatten wir zur Selbstversorgung. Wenn ich zum Ende der Ferien wieder weg musste, sind immer Tränen geflossen. Aber das Beindruckendste war halt die Eisenbahn. Das Bahngleis führte mitten durchs Dorf, so wie in der Stadt die Straßenbahn. Bei uns war die Weiche, rechts führte das Gleis zum Torfwerk, links zum Lokschiuppen.

Die Dampflokomotive war damals nur mehr als Reserve im Einsatz und stand normalerweise im Lokschiuppen. Sie war damals schon sehr berühmt. Es kamen Fotografen, um die Lokomotive zu fotografieren. In einer Arbeitspause zogen wir dann die Dampflokomotive heraus, zündeten im Kessel ein paar Lumpen an, damit die Lokomotive zu rauchen anfing und die Besucher sprangen wie wild um sie herum und fotografierten. Für den Lokführer war das eher lästig, es hat ihn ja von der Arbeit abgehalten. Er musste die Lokomotive für die Fotografen, die aus ganz Deutschland nur wegen der Dampflokomotive angereist waren, extra herausziehen. Er war froh, wenn ich ihm diese zusätzliche Arbeit abnahm.

I: Dass Sie das als Junge so einfach durften?

Der Betriebsleiter war unser Nachbar und hatte es erlaubt. Normalerweise hätte ich das nicht dürfen, aber mei Er hatte selber keine Kinder und hatte ein wenig den Narren an mir gefressen. Ich durfte auch mit den kleinen Feldbahnlokomotiven mitfahren, die parallel zur Panger Straße fuhren. Die Panger Straße war damals nur ein kleines

Wegerl, neben dem die Feldbahn bis hinter zur Hochrunstfilze fuhr. Wenn Mittagspause war, fuhr der Lokführer zurück zur Siedlung, stieg bei seinem Haus aus, nahm sein Mittagessen ein und dann fuhr wir mit der Lok wieder zurück zur Arbeit. Die Feldbahnwaggons wurden ständig ausgetauscht. Wir holten die leeren Waggons vom Torfwerk, stellten sie ab. Die vollen Waggons kamen vom Torffeld, und mit einer Schüttentladung wurde der Torf umgefüllt.

Dort, wo heute die Moorerlebnisstation ist, ein wenig weiter links, war ein etwa sieben Meter hohes Eisengerüst mit Gleisen. Die Normalspurbahn führte bis dorthin. Die kleineren Feldbahnwaggons mussten auf das Eisengerüst gezogen werden und der Torf wurde von dort oben in die größeren Waggons darunter gekippt. Das Gestell war aus Eisenbahnschwellen gemacht. In den Sechzigerjahren hat fast niemand mehr Brenntorf bezogen. Die Strecke dort hinten war ziemlich vernachlässigt. Wenn wir ausnahmsweise mal wieder dort hinterfuhr zum Brenntorfholen, musste ich im Schrittempo vor dem Zug herlaufen, um zu schauen, ob das Gleis noch befahrbar ist. Ende der Siebzigerjahre kam diese Verladestation weg. Im Torfwerk wurde damals der Düngetorf verarbeitet. Die Arbeiter haben damals noch per Hand die Säcke befüllt, sie dann auf dem Rücken in die Eisenbahnwaggons getragen. Denn es waren Schiebewandwagen, die man nicht mit dem Gabelstapler beladen konnte. Der beladene Waggon kam auf die Waage, die Frachtpapiere wurden ausgestellt und abends um halb fünf fuhr der Zug nach Raubling zur Übergabe. Wir fuhr normalerweise mit der Diesellok, nur wenn sie kaputt war, fuhr wir mit der Dampflok, normalerweise zu dritt.

In den Sechzigerjahren merkte man, dass der Betrieb die Verladung auf Lastwägen umstellte. Anfang der Sechzigerjahre waren es etwa 80 Prozent über die Schiene und 20 Prozent über die Lkw-Verladung. In den großen Zeiten hatten wir einmal am Tag 18 Eisenbahnwaggons, die wir wegfuhr. Die Deutsche Bahn war Eigentümer der Gleise von Raubling bis zur Autobahnbrücke. Das Torfwerk hatte die Gleise bis zur Autobahnbrücke im Besitz. Die DB wollte die Strecke nicht

mehr unterhalten und hat 1988 den Güterzug eingestellt. Ab da lief der gesamte Transport über den Straßenverkehr. Die schweren Lastwägen fuhr direkt am Bäckerhaus vorbei - da hat das ganze Haus gewackelt, pro Tag waren es 40, 50 Lastwägen, das war nicht mehr schön.

I: Verursacht ein Zug nicht die gleiche Erschütterung?

Nein, die Lok fuhr mehr oder weniger im Schrittempo vorbei.

Es fuhr eine Eisenbahnbrücke über die Inntal-Autobahn. Wir standen mit dem Zug oft oben und schauten auf die Autos herunter. Die Autofahrer schauten dann herauf zur historischen Dampflok. Eine Dampflok war auch damals schon etwas Besonderes. Für den Ludwig-Thoma-Film „Lausbubengeschichten“ wurde sie auch verwendet. Mit der Eisenbahnbrücke über die Autobahn war halt immer eine Steigung verbunden. Das war für die Lok nicht so einfach. Manchmal brauchten wir drei Anläufe, dass sie es über die Brücke schaffte. Dann haben wir wieder Sand gestreut, damit die Reibung auf den Gleisen besser wurde, einer ist mit dem Sand vorausgegangen. Die Brücke ist heute abgebaut. Nur die Brückenauffahrt sieht man heute noch auf der Nicklheimer Seite, wo der Radweg ist.

Am Raublinger Bahnhof war eine normale Kleinlok stationiert. Mit der Lok vom Torfwerk fuhr wir auf einem Seitengleis in den Raublinger Bahnhof hinein. Die Raublinger Lok nahm uns die Waggons ab – der Bahnhof damals war achtgleisig – und drückte die leeren Waggons vorn drauf. Wir haben derweil im Bahnhofskiosk ein Bier getrunken und anschließend die acht bis zehn leeren Waggons mit unserer Lok nach Nicklheim geschoben. Wenn der Lokführer von Raubling keine Lust hatte, stellte er die Waggons im Bahnhof ab. Dann haben wir an der Weiche in Nicklheim ein Seil angehängt und die Waggons mit dem Seil umgesetzt.

Wenn die Waggons mit der Lok von Raubling nach Nicklheim geschoben wurden, fuhr immer einer vorn am Trittbrett mit, der dem Lokführer hinten ein Zeichen geben konnte. So wusste er, ob er halten musste oder weiterfahren konnte, wenn zum Beispiel ein Bahnübergang war. Wenn

ich mitfuhr, stand ich immer auf der linken Seite, rechts der Rangierer.

Es war Ende 1967, genau zwei Tage nach meinen Schulferien. Wie das Schicksal es wollte, also genau dann, als ich nicht mehr mit auf der Lok war. In Raubling, wo heute der Übergang zum Gymnasium ist, stand ein Haus. Und dort ist ein kleiner Junge mit vielleicht vier Jahren auf die Gleise gekrabbelt. Diese Familie hatte auch einen Hund. Wenn wir mit dem Zug gekommen sind, war oft der Hund auf den Gleisen und wir haben deswegen nicht gleich gebremst, denn der Hund war immer schnell wieder weg. Aber an diesem Tag hatte der Bub seine Hand auf dem Gleis. Der Rangierer gibt dem Lokführer das Zeichen für die Notbremsung, aber der Lokführer meinte, es wäre wieder der Hund, weil er ihn vorher schon herumspringen sah. Also hat er nicht gebremst und der Zug fuhr über die Hand des Jungen. Man konnte nichts mehr machen, der Bub wuchs ohne Hand auf. Wenn ich damals mitgefahren wäre, hätte ich den Buben bestimmt von links gesehen. Aber nun sagte der Betriebsleiter: „Jetzt ist mit der Mitfahrerei Schluss. Jetzt schauen wir genau auf die Einhaltung der Vorschriften.“ Und ich durfte nicht mehr mitfahren.

Der Bäckerbetrieb

Die Bäckerei wurde bis Mitte der Sechzigerjahre mit Brenntorf beheizt. Das Gebäude steht heute noch, aber man sieht kaum mehr, dass es einmal eine Bäckerei war. Es war eines der größten Häuser in Nicklheim. Es gab eine Torfhütte, wo der Brenntorf lagerte. Die Lehrbuben mussten in der Früh um zwei oder ein Uhr nachts den Ofen mit dem Torf anheizen. Ich glaube, dass sie jedes Jahr etwa zehn Tonnen Torf verbrauchten. Ich weiß noch, wie meine Großeltern Mitte der Sechzigerjahre den Ölofen bekommen haben. Der Ölpreis lag bei drei Pfennig pro Liter. Da konnte der Torf nicht mehr mithalten. Für das Torfwerk war es natürlich eine große Bestürzung, als wieder ein Großkunde wegfiel. In dieser Zeit stellte das Torfwerk vom Brenntorf auf den Düngertorf um.

Es gab damals das sogenannte Nachtbackverbot nach dem Arbeitsschutzgesetz. Bäcker durften

vor vier Uhr morgens nicht arbeiten. Aber das Brot musste um sechs Uhr fertig sein! Das geht nicht. Mein Großvater hatte Wolldecken vor die Fenster gehängt, so dass sie lichtdicht waren. So konnte kein Mensch draußen sehen, dass darin gearbeitet wurde. Ich erinnere mich auch noch an Weihnachten und Ostern, vor diesen Feiertagen haben sie um zehn Uhr abends zu backen begonnen und um acht, neun Uhr in der Früh war Schluss.

I: Wer kaufte in der Bäckerei ein?

Im Laden die Nicklheimer Bevölkerung. Meine Großeltern haben außerdem das Brot mit dem Auto zu Kunden in Kleinholzhausen, Großholzhausen gefahren, sie belieferten kleine Lebensmittelgeschäfte und Gastwirtschaften. Dienstags und freitags fuhr immer meine Oma. Oft bin ich als Kind mitgefahren. Wo sie mit dem Auto stehen blieb, hupte sie laut, die Leute kamen aus den Häusern und kauften Brot und Backwaren. Mein Großvater fuhr immer nach Grünthal, dort gab es kein Lebensmittelgeschäft. Am Mittwoch fuhr er nach Rosenheim und kaufte selber ein, was er halt so brauchte: Hefe und so weiter. Die Fahrt nach Rosenheim dauerte mir immer zu lang. Mit der Oma bin ich lieber mitgefahren. Aber die Eisenbahn war für mich bald interessanter als das Brotausfahren.

I: Was konnten die Nicklheimer in der Bäckerei an Backwaren kaufen?

Die großen Notzeiten habe ich nicht mehr erlebt. Zu meiner Zeit hat sich jeder etwas leisten können, aber es war halt so, dass nicht jeder ein Auto hatte. Auch die Kunden in Holzhausen hatten damals noch kein Auto. Heute steigt man halt zum Einkaufen ins Auto. Daher gibt es heute in Nicklheim auch kein Lebensmittelgeschäft mehr.

Wir hatten natürlich Semmeln, Brot und ganz bekannt waren die Brezen. Als mein Onkel 1984 die Bäckerei aufgab, gab es an dem Tag die Brezen umsonst. Sie waren weit und breit bekannt, weil sie noch richtig in der Lauge gekocht wurden; das war ein aufwendiges Verfahren.

Frau N.: In den Laden kamen halt die Nicklheimer zum Einkaufen, aber auch Raublinger

- weil das Brot so gut war. Obwohl die Straße von Raubling nach Nicklheim hundsmiserabel war, meist kamen sie mit dem Radl.

Herr N.: In den Fünfzigerjahren arbeiteten in der Bäckerei drei, vier Mitarbeiter, darunter ein Geselle, außerdem ein Hausmädchen. Früher waren die Leute dankbar, wenn sie eine Lehrstelle beim Bäcker bekommen haben. Aber dann wechselten die meisten an besser bezahlte Arbeitsstellen. Und wer will schon um zwei Uhr in der Nacht aufstehen? Zum Schluss hatte mein Onkel noch einen Mitarbeiter, dieser musste dann zur Bundeswehr, das konnte er nicht verhindern und mein Onkel sagte: „Jetzt mag ich nicht mehr.“

Herr N.: Damals war es üblich, dass die Leute auch außerhalb der Ladenöffnungszeiten zum Einkaufen kamen. Es war schon wie eine Art Volkssport, wer den Bäcker am Sonntag noch herausholen konnte. Beim Bäcker gab es nicht einmal eine Glocke. Das Haus war offen, nur die Türklinke musste man öffnen. Auf einmal stand wieder einer in der Küche. Meiner Oma ging da halt manchmal der Gaul durch, aber mein Opa war gutmütig. Das würde heute niemand mehr machen, dass er am Sonntag beim Bäcker privat läutet und nach Brot fragen würde. Beim Brot hat man es leichter eingesehen, aber beim Hühnerfutter, da war die Geduld dann schon mal am Ende. Beim Bäcker wurde damals auch Mehl und Getreide verkauft.

Was man sich heute auch nicht mehr vorstellen kann: Das Mehl kam in den Zwanzigerjahren mit der Eisenbahn. Mein Opa hat es mit einem Handrollwagen auf den Schienen von Raubling nach Nicklheim geschoben, hat es über die Behelfsbrücke, die es heute ja auch nicht mehr gibt, über den Bach rübergetragen und in die Bäckerei gebracht.

Frau N: Da mussten wir alle mithelfen. Als meine Eltern mit dem Geschäft begonnen haben, hatten sie nicht genug Geld, um Mehl einzukaufen. Mein Vater klapperte die ganzen Mühlen in Rosenheim ab, bis er endlich eine gefunden hatte, die es ihm gut meinte und ihm das Mehl im Voraus gab. Es war vereinbart, dass er erst zahlen muss, wenn das Brot verkauft ist. Eine einzige Mühle hatte sich

darauf eingelassen. So haben meine Eltern mit der Bäckerei begonnen.

Herr N.: Als ich 14 Jahre alt war, wurde das Mehl noch in Zweizentnersäcken angeliefert. Da habe ich als Vierzehnjähriger demonstriert, wie ich die schweren Säcke ausladen konnte. Beim heutigen Arbeitsschutz darf man nicht mal mehr Zentnersäcke tragen. Zement wird in 25-Kilo-Säcke verpackt.

I: Sie sagten vorher: Wir haben so viel arbeiten müssen.

Frau N.: Ja, das stimmt. Ich hatte zwei Brüder, aber ich war die Älteste und musste in den Notzeiten natürlich überall mithelfen. Ich konnte alles: Semmeln, Brezen machen. Es ging noch, bevor ich selbst Mutter war. Aber als ich ein Kind hatte, war es schwierig. Ich konnte ihn ja nicht immer beaufsichtigen. Ein paar Mal wäre beinahe etwas passiert. Einmal wäre er beinahe in die Teigmaschine gekommen. Neben dem Haus ging der Bach vorbei. Und was meinen Sie, wie hart das war, wenn mein Baby nachts nicht geschlafen hat und ich musste in der Früh aufstehen und in der Backstube mithelfen. Ich habe einmal einen Gehilfen, der Urlaub gehabt hätte, auf den Knien gebeten: „Schorsch, bitte lass’ dir von meinem Vater den Urlaub auszahlen. Ich kann nicht mehr.“ Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen.

Ich musste schon früh mithelfen. In der Früh um halb sieben wurde der Laden aufgesperrt. Da kamen die Torfstecher, da haben die Semmeln und Loabl fertig sein müssen, weil sie das Brot in die Filze mitnehmen wollten. Das war halt eine andere Zeit. Und wenn Not am Mann war, musste ich da auch schon mithelfen.

Ich bin in meinem Ursprung eine Nicklheimerin. Aber ich will nichts dazu sagen, wie das war. Manche hatten zehn, zwölf Kinder und wenn die Männer gesoffen haben.... Die Frauen waren Sklavinnen, das kann man nicht anders sagen. Aber das war die Zeit.

I: Wie haben Sie als junge Frau die dreißiger und vierziger Jahre erlebt?

Frau N.: Mit viel Arbeit. Ich habe halt gekocht, den Haushalt versorgt, verkaufte nebenbei im Laden. Meine Mutter war oft nicht da, weil sie ja das Brot

ausgefahren hat. Mein Vater hatte als einer der ersten in Nicklheim etwa Mitte der Zwanzigerjahre ein Auto gekauft. Es war ein Dreiradfahrzeug.

Schul- und Weiterbildung während der Kriegszeit

Ich bin nach der siebten Klasse in der Volksschule in Nicklheim nach Rosenheim zur Schule gegangen. Die Wegstrecke war im Winter hart. Ich habe oft bei der Tante in Raubling übernachtet. Wenn es ging, bin ich mit dem Fahrrad bis zum Bahnhof nach Raubling gefahren. Oft waren wir schon nass, bis wir dort angekommen sind. Es fuhr damals kein Schneepflug. Beim Klepper arbeiteten viele Nicklheimer und mit den Mädchen bin ich morgens mitmarschiert, denn wir mussten durch den Wald gehen und auch damals hat es schon böse Männer gegeben. So gingen wir immer in der Gemeinschaft etwa um sechs Uhr los.

Die Rosenheimer Schule war die sogenannte Haustöcherschule, damals eine sehr, sehr gute Schule für Mädchen. Sie kamen von Höslwang bis Bad Aibling, von überall her. Es gab dort ein Internat, weshalb wir auch mit Mädchen aus höheren Kreisen bekannt wurden. Wir lernten Buchführung und Haushaltsführung – wie man mit wenig Geld gut kocht.

I: Viele erzählten, dass Nicklheimer in den Vierzigerjahren wenig Bildungschancen hatten. Für Sie war das anders. Was war dafür der Grund?

Frau N.: Erstens war ich in der Volksschule sehr gut. Ich hätte immer Lehrerin werden sollen, aber dazu sagte mein Vater: Im Geschäft braucht man auch tüchtige Leut. Ich bin heute froh, dass ich das alles gelernt hatte, weil ich es in der Praxis meines Mannes gut verwenden konnte. Meiner Mutter habe ich es zu verdanken, dass ich die Schule besuchte. Sie kostete Schulgeld, zumindest in der ersten Zeit, und dauerte drei Jahre. Es war in der Kriegszeit. Die Lebensmittel waren knapp, aber es gab Mädchen in der Klasse, die etwas mitgebracht haben.

In Nicklheim gab es zu meiner Zeit zwei junge Männer, die auch in Rosenheim zur Schule gingen. Der Vater des einen Jungen war Kommu-

nist, der andere war das einzige Kind in der Familie. Seine Eltern arbeiteten auch im Torfwerk. Ich glaube, dass sich damals der Pfarrer dafür einsetzte, dass sie auf eine weiterführende Schule gehen konnten. Wir Nicklheimer waren schon im Hintertreffen, was das Schulische anbelangt. Aber ich selbst habe das wieder aufgeholt. Ich habe halt gelernt. Wir hatten leider immer sehr viele Aushilfskräfte als Lehrer.

Herr N.: Mein Großvater wurde im Zweiten Weltkrieg auch eingezogen. Im Ersten Weltkrieg war er bei der Artillerie, im Zweiten Weltkrieg war er zur Bäckerei-Versorgungseinheit abkommandiert. So waren die Frauen alleine in der Bäckerei. In der Zeit haben die Großmutter und meine Mutter die Bäckerei praktisch ohne Mann aufrecht erhalten müssen. Das ging irgendwann nicht mehr und so haben sie den Großvater wieder von der Wehrmacht herausgelassen.

Frau N.: Wir haben gesagt, entweder wir sperren die Bäckerei zu oder der Vater kommt heim. Meine Mutter war schwerkrank aus Überarbeitung. Ich musste mit der Rosenheimer Schule aufhören, weil ich es auch nicht mehr schaffte: Schule und daheim die Arbeit. Das Jahr habe ich dann wiederholt. Es war damals das Wichtigste, dass die Leute etwas zum Essen hatte.

Nationalsozialistische Jugendorganisation

I: Und in dieser Zeit waren Sie auch noch beim Bund Deutscher Mädels?

Ich war Jungmädchenführerin, einfach weil ich in Rosenheim so viel gelernt hatte. Mein Wissen habe ich an die Mädchen in Nicklheim weitergegeben. Exerzieren haben wir auch geübt. Wenn ich mir das heute vorstelle – es kommt einem idiotisch vor. Aber es war so. Ich bin auch mit den Mädchen in den Kreistag nach Rosenheim marschiert, wenn der war. Im Moorbad in Grünthal habe ich ihnen das Schwimmen gezeigt. Deswegen mache ich mir heute noch Vorwürfe. Denn wenn eine untergegangen wäre, hätte ich sie nicht mehr gefunden, so braun war das Wasser. Es war ein Leichtsinns von mir. Die Jungmädchen waren die jüngeren, später waren sie dann die BDM [Bund Deutscher Mädchen].

I: Haben die Kinder denn alle zu den Treffen kommen dürfen und mögen?

Frau N: Halt die Kinder, die etwas lernen wollten. Eine war dabei, die zu mir immer gesagt hat: „Du Bessere, du bringst mir jetzt ein paar Brezen, sonst fozmer dich [bekommst du eine Ohrfeige]“, aber das war eine Ausnahme. Die anderen wollten alle etwas lernen. Ich habe ihnen vorgelesen, verwendete vieles, was ich aus der Rosenheimer Schule an Anleitung bekommen habe. Kochen konnten wir nicht, dazu fehlten die Lebensmittel, aber sonst vermittelte ich, was ich gelernt hatte. Es waren nette Mädchen, vielleicht 10 bis 20. Ich hatte auch in der Kirche immer allerhand zu tun mit Vorbeten und dergleichen. Und wenn dann nach dem Appell um sieben Uhr im Mai die Maiandacht war, sagte ich immer: „Jetzt machen wir halt dem Pfarrer eine Freude. Freiwillige vor, singen wir noch in der Maiandacht.“ Und mitgegangen sind sie.

Kirche und Nationalsozialismus

Es wussten alle, dass das Bäckerhaus total schwarz war, aber sie haben nichts dagegen unternommen. Mein Vater sagte höchstens: „Weiß ich nicht“, und hat recht scheinheilig getan. Es war nicht einfach in der Nazizeit.

I: Haben Sie das zu spüren bekommen?

Frau N: Persönlich weniger, aber ich bekam manches mit, was sich um uns herum abspielte. Zum Beispiel wusste ich von einem jungen Geistlichen, der in Riedering ein Zwillingsspaar getauft hat, einen auf den Namen Adolf. Ein Kind war kränklich, das andere gesund. Und der Pfarrer sagte nur: „Dem Kränklichen geben Sie den Namen Adolf.“ Er hatte hinterher die Gestapo im Haus. Das hat sich schnell herum gesprochen. Die einen haben gelacht, haben sich gefreut, die anderen... . Der Pfarrer musste dann fliehen. Und ich hatte einen Pfarreronkel, bei dem er Zuflucht genommen hat. Solche Sachen weiß ich noch.

I: Von wem wurde damals die Kuratie Nicklheim betreut?

Nicklheim wurde von Pang aus mitbetreut.

Es ist ein Geistlicher rübergekommen, hat die Messe gehalten und den Religionsunterricht in der Schule gegeben. Hinterher hat er bei uns das Frühstück bekommen. Das war ein paar Mal unter der Woche. Immer wenn meine Mama nicht da war, weil sie mit dem Brot unterwegs war, trug sie mir auf, dem Herrn Pfarrer oder Kaplan das Frühstück zu richten, damit er nicht hungrig wieder zurück nach Pang gehen musste. Er war ja zu Fuß unterwegs.

I: Wer ging denn unter der Woche in Nicklheim zur Kirche?

So viele werden beim Gottesdienst nicht gewesen sein, ein paar alte Frauen sicher. In Nicklheim gab es ja auch Kommunisten. Kommunisten hatten mit Kirche nichts am Hut.

I: Haben Sie denn damals gewusst, wie die politische Einstellung der Leute war?

Wir haben gewusst, wie die Leute eingestellt sind.

I: Woher wussten Sie das?

Ein paar sind auch nach Dachau gekommen. Ich glaube, es waren zwei.

I: Sind diese denn wiedergekommen?

Ja, ja.

I: Und wie wurde das im Dorf aufgenommen?

Was hätte man denn machen sollen? Es kann sich niemand vorstellen, wie das im „Dritten Reich“ war. Die haben alle Macht der Welt gehabt.

Kriegsgefangene und ZwangsarbeiterInnen

Herr N.: Mein Onkel ist als Zehnjähriger beim Spiel mit den Rollwagen tödlich verunglückt. Mehrere Kinder fahren auf dem Wagen die steile Rampe herunter und er versuchte mit der Eisenstange zu bremsen. Die Eisenstange schleuderte zurück und schlug ihm den Kopf ein. Die französischen Kriegsgefangenen vom Flachswerk haben den schwerverletzten Buben heimgetragen. Sie haben sich sofort um ihn gekümmert. Aber zwei Tage später ist mein Onkel trotzdem gestorben.

Frau N.: Die Kriegsgefangenen sind halt bei uns sehr gut behandelt worden. Es war einer darunter, der ziemlich krank war. Er konnte kein Schwarzbrot essen, dem haben wir halt hinterrücks Semmeln zugesteckt. Wenn jemand wegschaute, ging das. Die Franzosen waren sehr noble, sehr angesehene Leute. Sie wohnten in einer Baracke beim Flachswerk, wo sie gearbeitet haben. Mädchen von der Krim waren auch dort. Es waren bildschöne Mädchen, die schönsten Frauen, die ich je gesehen habe. Ich weiß nicht mehr, wieviele es waren. Ein bisschen Kontakt hatte ich zu ihnen.

I: Sie waren ja etwa im gleichen Alter.

Ja, schon. Man hat sich halt gekannt, aber mehr Kontakt war nicht.

I: Es war ja damals verboten, Kontakt zu haben.

Da hätten wir den Franzosen auch nichts zu essen geben dürfen. Ich habe ja schon gesagt, der Posten hat weggeschaut. Die Franzosen hatten dann halt auch so bisschen Beziehungen mit den Krim-Mädchen. Die Mädchen hatten eine besondere Ausstrahlung, eine besondere Art. Es waren Naturschönheiten. Nicht, dass sie geschminkt gewesen wären. Sie waren jung, vielleicht 20 Jahre alt. Einige sind hier geblieben. Eine hat hier geheiratet, sie kam von Kroatien.

I: Sind sie manchmal zum Bäcker gekommen?

Nein.

I: Obwohl die Bäckerei ja nicht weit weg war von den Baracken.

Sie sind nicht von uns versorgt worden.

I: Wie verlief das Kriegsende in Nicklheim und für die Gefangenen? Etwa 200 Meter von ihrem Haus entfernt waren die Lagerbaracken.

Ich weiß noch, dass deutsche Kriegsgefangene, die geflohen waren, bei uns im Garten waren und dass man sie mit Essen versorgte.

I: Und die Kriegsgefangenen von den Baracken? Sie konnten sich bei Kriegsende ja erstmals frei bewegen.

Sie haben niemanden etwas getan. Aber mehr weiß ich jetzt nicht mehr.

I: Gab es sexuelle Belästigungen oder Übergriffe nach Kriegsende?

Kurz nach Kriegsende hat sich niemand mehr durchs Holz gehen trauen. Aber es hat auch ganz wunderbare Menschen gegeben. Das war halt auch sehr, sehr unterschiedlich. Ich bin mit einem bekannten Lehrersohn immer dorthin gefahren, wo die Amerikaner waren. Ihnen haben wir Getränke gebracht und dafür Zucker bekommen. Es hat damals ja nichts gegeben. Allein wäre ich nie dorthin gegangen. Die Zeit war nicht rosig. So habe ich viel vergessen.

Tieffliegerangriffe

Herr N.: Vor Kriegsende gab es die Tieffliegerangriffe. Die Flieger sind unter dem Telefondraht durchgeflogen. Den Lokführer haben sie einmal von der Lok heruntergeschossen. Die Lok war relativ schwer beschädigt, aber der Kessel ist Gottseidank nicht explodiert. Mein Großvater hat den verletzten Lokführer mit seinem Auto ins Krankenhaus gefahren.

Frau N: Die Mama hat ihn gefahren. Und ich habe daheim gebetet. Aber wirklich. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen, dass man so intensiv gebetet hat. Ich weiß auch noch, wie meine Mutter mit dem Brot nach Holzhausen unterwegs war und dauernd die Tiefflieger geflogen sind. Als meine Großmutter gestorben war, sind wir mit den Rädern nach Truchtlaching gefahren. Auf der Heimfahrt griffen uns zwei Tiefflieger an. Wir haben die Räder weggeschmissen, rannten in den Wald, haben uns dort versteckt. Ja, die Tiefflieger schossen mit der Maschinenpistole heraus. Wir hatten so ein Glück, dass die Salven, als sie den Lokführer angeschossen haben, nicht in den Laden gingen. Ein paar Meter weiter, und die Kugeln wären im Laden gewesen. Ich war damals im Laden gestanden.

Filzenbrand

Im Sonnenholz war ein Lager vom Arbeitsdienst. Als es in der Filze brannte, kamen die jungen Männer vom Arbeitsdienst nach Nicklheim marschiert und haben das Feuer gelöscht. Wenn

sie nicht gekommen wären, wäre alles abgebrannt: die Torfhalle und die Häuser. Es kann sich niemand vorstellen, was das für ein Feuer war. Der Arbeitsdienst hat uns damals gerettet. Damals hatten wir noch den Halle-Weiher, aus dem sie das Wasser zum Löschen holten. Das Torfwerk wurde damals nur „Halle“ genannt. Daneben war gleich das Flachswerk, wo auch die Franzosen gearbeitet hatten. Wir hatten eine unbeschreibliche Angst. Wenn nur ein Funken hinübergesprungen wäre zum Flachswerk, wäre alles abgebrannt, wahrscheinlich auch unser Haus.

Schule in Nicklheim

I: Luise Rinser beschreibt einen Lehrer, der sehr brutal zu den Kindern war.

Frau N: Mei, er war halt so, wie Lehrer sind. Also, wenn die Buben vom Abortfenster herauspissen, während der Lehrer zufällig vorbei geht und die Buben ihn treffen, dass ihn da vielleicht einmal die Wut gepackt hat, kann man ja auch verstehen. Und der Religionslehrer, bei dem ich lauter Einsen hatte, der hatte einmal so eine Freude daran, mir Tatzen zu verpassen. Wir waren in der Pause auf der Wiese und bekamen nicht mit, dass die Pause zu Ende war, kamen ein oder zwei Minuten später ins Klassenzimmer. Da stand er schon an der Tür mit seinem Tatzenstecken. Der Religionslehrer! Am Abend wollte er dann kommen, um sich zu entschuldigen. Aber da hat meine Mutter gesagt: „Herr Kurat, Sie haben meine Tochter so beleidigt, Sie können jetzt selber in der Kirche vorbeten.“

Also, das war der Gipfel! So etwas tut man einfach nicht. Er ging ja bei uns ein und aus. Für den Kurat war ich der halbe Pfarrer gewesen, weil ich in der Kirche soviel mithalf. Und jetzt die Tatzen. Das war für mich entwürdigend. Für ihn war es wie eine Gaudi, aber nicht für mich.

Herr N.: Was die Frau Rinser von der Schule in Nicklheim aus den Dreißigerjahren schrieb, das habe ich in den Fünfzigerjahren in Ingolstadt erlebt. Sie hätte sich da nicht so aufregen brauchen. Ich hatte in der zweiten Klasse einen Rektor, der seine Frustration an den Kindern

ausließ. In der dritten und vierten Klasse hatte ich einen Lehrer, bei ihm war mir jeden Morgen schlecht, weil ich nicht wusste, was ihm wieder einfällt. Das Schulheft zerriss er, wenn ihm der Eintrag nicht passte. Seinen Rohrstock hatte er oben zugespitzt. Und wenn er ihn kaputt gehauen hatte, sammelte er von den Kindern Geld ein, damit er sich einen neuen Rohrstock für die nächste Prügelorgie kaufen konnte. Was die Rinser über den Nicklheimer Lehrer in den Dreißigerjahren schrieb, war in der Staatsschule in Ingolstadt noch 1960 möglich. Ich lernte Lehrer nur so kennen, dass sie ihren persönlichen Frust an den Kindern ausgelassen haben.

Frau N: So war das. Der damalige Nicklheimer Lehrer war geschieden von seiner Frau. Wenn er Hunger hatte, ist er zu meiner Mutter gekommen, am Sonntag hat er Leberknödel bekommen. Und ich habe noch Silberbesteck, das er verscheppt hat. Er kam aus ganz guten Verhältnissen.

Brand der Torfhalle 1966

Herr N.: Ich erinnere mich noch gut an die Pfingstferien 1966 in Nicklheim. In der Nacht ging die Sirene und die Halle, das Torfwerk, stand in vollem Brand. Ich hatte am Nachmittag zuvor wieder einmal die Dampflok gefahren. Es war am Dienstag nach Pfingsten und ich machte mir große Vorwürfe: Denn ich hatte die Lok abends in die Halle gefahren. Die Ursache für den Brand wurde nie festgestellt. Und rein theoretisch hätte es sein können, dass der Brand von der Rußentwicklung der Dampflok entstanden war. Es hieß immer, dass man den Kamindeckel schließen muss, wenn man die Dampflok über Nacht abstellte. Und ich fragte mich, ob ich den Deckel auch geschlossen hatte. Es war ein sehr mulmiges Gefühl, dabei hatte ich alles richtig gemacht. Der Deckel war so wichtig, damit keine Funken austreten konnten. In der Nacht kamen die Feuerwehren aus dem ganzen Landkreis. Aber es war trotzdem nichts mehr zu retten. Anschließend wurde das Gebäude wieder neu aufgebaut.

Doch für mich als junger Bub waren es nach dem Brand die langweiligsten Ferien, weil ich

ja nicht mehr mit der Dampflok fahren konnte, denn das Torfwerk musste pausieren.

Soziale Stellung im Dorf

Herr N.: Die Bäckerei war für die damalige Zeit wohlhabend. Mein Opa hat die große Kirchenglocke gestiftet, das war viel Geld, das man sich erst einmal erarbeiten muss. Mein Opa erweiterte das Haus ständig, es wurde immer wieder angebaut. Zuerst war es ein ganz kleines Häuschen. Neben dem Bäckerladen war direkt die Küche, daneben eine kleine Backstube. 1936 wurde hinten angebaut und 1941, mitten unter dem Krieg, der kleine Laden erweitert. „Kriegsbedingt ist der Bau auf ein Minimum zu beschränken“, hieß es in der Baugenehmigung. Das Haus war damals schon unterkellert. 1947 haben sie oben die Personalräume angebaut und 1961, wo heute die Garage ist, einen großen Laden gebaut. Ich weiß noch, wie der Opa den Weg zwischen Torfhütte und Haus betonieren ließ. Und damals, so wurde mir erzählt, hätten die Leute gesagt: „Hat der Bäcker soviel Geld, dass er eine halbmeterdicke Betonplatte machen lässt, nur damit die Leute beim Torfholen von der Torfhütte zur Backstube trockenen Fußes herüberkommen?“ Das war das erste und einzige Mal, dass ich einen gewissen Sozialneid gehört hatte.

Frau N.: Meine Eltern waren unendlich fleißig. Sie sind nie in Urlaub gefahren, die Bäckerei war nie geschlossen.

Oft bezahlten die Leute erst, wenn sie ihre Torfabrechnung bekommen haben. Es wurden die ausständigen Summen in ein Büchlein geschrieben, da stände heute noch viel drin [ausstehende Schulden].

Herr N.: Daran kann ich mich auch noch erinnern. In den Fünfzigerjahren bezahlten manche in bar, bei den anderen hat es geheißen: Aufschreiben. Die Oma hatte eine Liste, in der der Familienname stand mit „fünf Semmel“ und so weiter. Wenn die Leute wieder Geld hatten, wurde abgerechnet. In Grünthal gab es einmal ein kleines Gasthaus. Der Wirt hat immer

aufschreiben lassen und konnte nicht bezahlen. Schließlich bekam mein Opa sein Klavier.

Frau N.: Wir haben damals jedes Jahr ein Schwein geschlachtet. Am Schlachttag sind immer viele Leute gekommen, um eine Suppe zu bekommen. Da würde heute jeder lachen.

Herr N.: In der Bäckerei haben sie auch schwarz gebrannt. Einmal ist der Brennofen explodiert. Frau N.: Meine Mutter und ich haben Schnaps gebrannt. Meine Mutter kam ja aus einem Bauernhof, sie wusste, wie man Schnaps brennt. So war halt immer was da, wenn Besuch kam. Die Polizei kam auch immer zu uns und alle wollten halt ein Stamperl Schnaps. Die Polizisten haben sich bei uns sehr wohl gefühlt. Manchmal haben wir die Fenster zugehängt, damit niemand sehen konnte, wie wir in der Backstube getanzt haben.

Herr N.: Das weiß ich noch aus meiner Jugendzeit: Wenn die Polizei in Nicklheim ermitteln musste, sind die Polizisten immer zuerst zu meiner Oma oder zum Opa und holten sich Hintergrundinformationen über die Leute. Der Opa hat halt seinen Kommentar dazu abgegeben, die Polizisten haben sich ein Bild über den Tatverdächtigen gemacht. Das gab es oft, dass der VW der Polizei vor der Tür stand und der Opa mit den Polizisten im Wohnzimmer gesessen ist.

In den sechziger Jahren, als Nicklheim noch zu Holzhausen gehört hat, wollten sie einmal unbedingt, dass sich der Opa als Bürgermeisterkandidat aufstellen lässt. Aber er sagte, er ist schon Kirchenpfleger und zum Bürgermeister sei er zu alt. Die Kirche war das ein und alles für ihn. Auch die Kirchturmuhre hat er spendiert. Zum Schluss wurde er kurz vor seinem Tod 1974 Ehrenbürger von Holzhausen. Nicklheim gehörte damals noch zu Großholzhausen und war als Ortsteil schon respektiert.